



Autor Akbar

Ein Tagwandler

KARRIEREN »Märtyrer!«, der von Barack Obama empfohlene Debütroman von Kaveh Akbar, gibt einen genauen Einblick in die Gefühlswelt von Menschen mit Migrationsgeschichte. Zu Besuch im Mittleren Westen. *Von Jurek Skrobala*

Im Arbeitszimmer des Dichters herrscht Chaos. Nein, nicht Chaos, nicht Arbeitszimmer. »Diesen Raum«, sagt Kaveh Akbar, »haben die Katzen besetzt.« Im Katzenzimmer herrscht Katzenordnung.

Auf dem Schreibtisch stapeln sich die Dinge jedenfalls wild: lose Zettel, ein Stift, Schrauben, ein Akkuschrubber, Zeichnungen, aber auch Auszeichnungen, etwa die Urkunde, die bescheinigt, dass Akbar es ins Finale des National Book Award geschafft hat, eines der wichtigsten Literaturpreise in den USA.

Die Katzen und ihr Besitzer schleichen durch das Haus am Rand von Iowa City, einem verschlafenen Ort im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten, von dem sogar viele Amerikaner nicht wissen dürften, wo er liegt. Das Haus, das außer Akbar und den drei Katzen noch Akbars Ehefrau und ein Hund bewohnen, ist fast hundert Jahre alt. Akbar spricht von einem »Palast«.

Er schreibt seine Texte ein Stockwerk unter dem Zimmer mit dem Schreibtisch. Dafür legt er sich in die Wohnküche, auf einen Perserteppich oder auf eines von zwei Sofas, die sich gegenüberstehen, je nachdem, wohin die Sonne durch die Fenster fällt; als wäre er selbst eine Katze.

Das Haus des iranisch-amerikanischen Autors Kaveh Akbar, 36, ist ein Habitat der Zwischenwesen – wie sein erster und bisher einziger Roman, »Märtyrer!«. Als ich das Buch las, fühlte ich mich angesprochen, obwohl oder gerade weil ich ein deutscher Pole oder polnischer Deutscher bin.

Ich war wohl nicht der Einzige: Der Roman, dessen deutsche Übersetzung vor Kurzem erschien, ist ein Bestseller in den USA. Barack Obama führte ihn in seiner Sommerleseliste auf, die »New York Times« zählte »Märtyrer!« zu den zehn besten Büchern des Jahres 2024, und das »Time«-Magazin erklärte Akbar, neben Popsängerin Sabrina Carpenter und Fox-Moderatorin Lara Trump, der Schwiegertochter des amerikanischen Präsidenten, zu einem *Rising Star*. Der Roman machte den Schriftsteller, der zuvor drei Gedichtbände bei kleinen Verlagen veröffentlicht hatte, schlagartig einem Publikum bekannt, das Bücher an Flughäfen kauft.

»Märtyrer!« ist mit vielen Stimmen erzählt, spielt teils in Träumen und feiert das Assoziative, die Haupt-

Kaveh Akbar: »Märtyrer!«. Rowohlt; 400 Seiten; 24 Euro.

handlung folgt jedoch einem jungen iranisch-amerikanischen Dichter, der im Mittleren Westen wohnt. Cyrus Shams will mehr vom Leben, als seine Eltern bekommen haben.

Cyrus' Mutter soll beim irrtümlichen Abschuss eines iranischen Flugzeugs durch das amerikanische Militär getötet worden sein, ein traumatisches Ereignis, das auf dem tatsächlichen Abschuss von Iran Air Flug 655 durch die »USS Vincennes« am 3. Juli 1988 fußt, bei dem 290 Menschen starben. Die amerikanische Sicht: Ein Unfall, die Passagiermaschine sei mit einem Kampfflugzeug verwechselt worden. Die iranische Sicht: ein rücksichtsloser Abschuss.

Cyrus' Vater zog nach dem Tod der Mutter mit seinem Sohn ins Land der Täter, aber nicht, um sich zu rächen, sondern um seinem Sohn ein besseres Leben zu ermöglichen und sich schließlich auf einer Hühnerfarm zu Tode zu arbeiten.

»Ich will nicht bedeutungslos sein«, sagt Cyrus in dem Roman einmal. »Ich will Kunst erschaffen. Große, bedeutungsvolle Kunst.« Also beschließt er, ein Buch zu schreiben. Ein Kumpel stößt Cyrus auf die perfekte Protagonistin: eine Iranerin namens Orkideh, die krebskrank ihr Sterben in einem New Yorker Museum ausstellt. Sie opfert sich für die Kunst, Märtyrertum als Performance, Marina Abramovičs »The Artist Is Present« im Extrem. Orkideh und Cyrus eint, dass beide Zwischenwesen sind, iranische Amerikaner oder amerikanische Iraner, die nach Sinn im Leben und im Tod suchen.

Beim Lesen hatte ich das Gefühl, dass Akbar, der wie ich als Kleinkind in ein anderes Land kam, es schafft, so etwas wie eine global anschlussfähige Literatur der Identitäten im Dazwischen zu schreiben. Eine, bei der ich, anders als bei einigen anderen Büchern, die Migrationsgeschichten erzählen, nicht den Eindruck hatte, dass sie sich darauf beschränkt, von einem lokal begrenzten Leid zu berichten. Wie ist ihm das gelungen?

Zur Abwechslung sitzt Akbar auf einem der Sofas. Es ist Mittagszeit, aber die Sonne dringt an diesem windigen Frühlingstag Mitte März nicht durch die Wolken. Hinter den Fenstern liegt Iowa City mit seinen 76.000 Einwohnern, 360 Kilometer westlich von Chicago, eine linke Enklave im Trumpf-Staat Iowa, in der hippe Shops T-Shirts verkaufen, auf denen sich angeblich »half of USA«, die Hälfte der Vereinigten Staaten, für Trump entschuldigt.

In der amerikanischen Serie »Girls« zieht die aufstrebende Autorin Hannah Horvath, gespielt von Lena Dunham, irgendwann nach Iowa City, um dort Creative Writing zu studieren. Im echten Iowa City, einer zentralen Anlaufstelle für aufstrebende Autorinnen und Autoren in Amerika, unterrichtet Akbar Kreatives Schreiben als Associate Professor.

Sein Roman erinnert dabei an eine andere beliebte Serie, deren zweite Staffel vergangene Woche endete: »Severance«. Darin geht es um die Perversionen der modernen

»Mit dieser Regierung ist alles möglich.«

Arbeitswelt, um etwas ganz anderes also. Aber auch hier werden, wie bei »Märtyrer!«, die verschiedenen Identitätsbausteine der Figuren zum Thema gemacht. Mit dem Unterschied, dass die Charaktere in »Severance« wirklich mental gespalten sind: Die »Innies« im Büro wissen nicht, was die »Outies« nach Feierabend machen, und umgekehrt. Multiple Persönlichkeiten spielen in der amerikanischen Kultur zurzeit immer wieder eine Rolle, etwa im Horrorfilm »The Substance« mit Demi Moore, in dem aus einer mittelalten Schauspielerin eine vitalere, aber letztlich letale Version ihrer Selbst herauswächst. Auch Lady Gagas neues Album »Mayhem« widmet sich ihrem inneren Chaos. Die künstlerische Auseinandersetzung mit den Dualitäten und den Gegensätzen, die aktuell in Amerika floriert, passt zur gefühlten »half of USA«-Shirtsprache-Wahrheit, dass die gesellschaftspolitische Spaltung so krass ist wie lange nicht.

»Märtyrer!« reiht sich hier ein, sticht aber auch heraus. Denn bei Akbar sind die Kontrapunkte, die vermeintlichen Widersprüche, nicht voneinander getrennt wie bei »Severance« oder bei »The Substance«, sondern miteinander verbunden. Identitäten fließen ineinander. Ein wenig wie in den Bücherregalen, die Akbars Perserteppich umgeben: Gedichte unweit von Graphic Novels, »Simpsons«-Comicbände unweit der Drehbücher zur ersten Staffel der HBO-Serie »Succession«. Und ein wenig wie Akbar selbst: In einem Moment kann er Rilke rezitieren, in einem anderen darüber diskutieren, wieso Sonic Youth die beste amerikanische Rockband sei (hoher Output und großer Einfluss, anders als bei Nirvana oder The Velvet Underground, die bloß den Einfluss hatten).

Aber jetzt macht er erst mal einen Espresso. Die Maschine ist ein Geschenk des Poeten Frank Bidart, eines National-Book-Award-

und Pulitzerpreisträgers, mit dem Akbar jahrelang korrespondiert hat. Er serviert den Kaffee in einer Tasse mit kleinem Sprung. Es ist Ramadan, doch er pausiert heute, später können wir ja etwas essen gehen. Seine Augenringe wirken tief, seine Lachfalten tiefer.

»Märtyrer!« hat ein paar Schwächen – zu viel Zufall, zu wenig Variation im Sound der vielen Erzählstimmen –, aber es gelingt dem Roman, ernst und witzig zugleich zu sein oder persische Dichtkunst und westliche Popkultur zu verknüpfen. Akbar vermischt die inneren Monologe einer Virginia Woolf mit der durchgeplotteten Dramaturgie einer HBO-Serie, lässt in Traumsequenzen Cyrus' Mutter auf Lisa Simpson treffen und Orkideh auf einen Trump-orange gefärbten Präsidenten »Schreihals«, während Cyrus sich weiter der Sinnuche im Dazwischen widmet.

Cyrus sei »weder Iraner noch Amerikaner, weder Muslim noch Nicht-Muslim«, schreibt Akbar an einer Stelle. »Jedes Lager fand ihn zu sehr dem anderen zugehörig. Dass es überhaupt Lager gab, machte ihn fertig.« Akbar, der ganz im Sinne des Creative-Writing-Credos »Write what you know« sagt, er habe sich beim Schreiben »kopfüber an den Knöcheln gepackt und alle Geschichten in das Buch gekippt«, geht es wie Cyrus: An einem Esstisch voller Amerikaner fühle er sich unamerikanisch, erzählt er, und an einem voller Iraner sei er der Uniranischste.

»Manchmal hatte Cyrus Sorge«, schreibt Akbar an einer anderen Stelle, »er könnte abgeschoben und nach Iran zurückgebracht werden, an das er keinerlei Erinnerung hatte.« Als ich das las, fühlte ich mich an etwas erinnert, das ich zuletzt empfunden hatte. Die Remigrationsfantasien der AfD hatten bei mir eine ähnliche Angst ausgelöst, eine ziemlich irrationale, ziemlich alte Angst, reaktiviert von einer rechten Rhetorik, deren Ton sich nicht nur in Deutschland verändert hat. Kennt Akbar das Gefühl auch in Anbetracht des amerikanischen Rechtsrucks? »Mit dieser Regierung ist alles möglich«, sagt er. Im Roman stellen sich Cyrus und Orkideh vor, die CIA höre mit, wenn sie sich über Märtyrer unterhalten. Auch Akbar kann sich vorstellen, dass die Behörden ihn auf dem Radar haben, er ist schließlich Autor eines Buchs mit dem Namen »Märtyrer!«. Akbars Vater, wie er in Iran geboren, steige seit Trumps erster Amtszeit in kein Flugzeug mehr.

Akbars Eltern lernten sich kennen, weil seine Mutter, eine Amerikanerin, im Studium ein Huhn töten sollte und weil sein Vater wusste, wie man ein Huhn tötet. Der Vater hat viele Jahre auf Farmen gearbeitet, ähnlich wie Cyrus' Vater, ist nun aber im Ruhestand. Die Mutter jobbt als sogenannter Greeter bei Ikea, sie begrüßt dort die Kundschaft.

Es ist schon eigenartig: Die persönliche Story ihres Sohnes fügt sich nahtlos ins Narrativ des American Dream, Kaveh Akbar hat Erfolg in einem Land, in dem er nicht zur Welt kam, dank eines Romans, der auch die Widersprüche des Lebens in den Vereinigten Staa-



Cover von Lady-Gaga-Album »Mayhem«

Universal Music



Szenen aus Film »The Substance«, Serie »Severance«: Die künstlerische Auseinandersetzung mit den Dualitäten und den Gegensätzen

ten als Mensch mit jüngerer Migrationsgeschichte beschreibt. Oder es ist gar nicht eigenartig, sondern passt zu den verbundenen Kontrapunkten in »Märtyrer!«.

Die zeigen sich auch daran, dass Akbars Roman nicht nur Ängste weckt, sondern auch Hoffnung: »Cyrus kam sich vor wie Blade, der Wesley-Snipes-Held, halb Mensch und halb Vampir, mit sämtlichen Superkräften beider Spezies ausgestattet und unglaublich stark, aber unempfindlich gegen Sonnenlicht. Genau wie Blade war Cyrus ein Daywalker, Amerikaner, wenn es ihm gerade passte, und Iraner, wenn nicht.«

Vielleicht ist es Akbar gelungen, diese Gefühle so gut einzufangen, weil er sie selbst empfindet. Weil er selbst eine Art Tagwandler ist, der sich in einem Zwischenraum eingerichtet hat, fernab der verschiedenen Esstische. Weil er seine komplexe Identität als Superkraft für Normalsterbliche zu nutzen weiß, weil sie gleichermaßen Angst, Zweifel, Traurigkeit in ihm auslösen kann und weil er Zugang zu diesen Gefühlen hat, wie seine Texte beweisen, etwa sein Gedicht »Sprechen Sie Persisch?«:

»Ich bin ganz sorglos mit den Worten umgegangen, die ich schon kenne.

Ich erinnere mich nicht, wie man *Heimat* in meiner Muttersprache sagt, oder *einsam* oder *Licht*.«

Vielleicht liegt die Antwort aber auch zwischen den Zeilen. Darin, wie Akbar arbeitet. Wie »Märtyrer!« entstanden ist.

Wenige Meter neben dem Perserteppich liegt Akbars Koffer, Klamotten und Bücher ragen heraus. Er ist erst gestern Nacht aus Indiana zurückgekommen, nach einer Lesereise, zusammen mit Tommy Orange. Über den Pulitzerpreis-nominierten Autor, der den Cheyenne- und Arapaho-Stämmen in Oklahoma angehört, kam Akbar von der Poesie zur Prosa. Beide eint die Liebe für die Literatur des jeweils anderen und für die »Simpsons«. Einen halben Tag, nachdem sie sich zum ersten Mal getroffen hätten, sagt Akbar, schrieben sie Gedichte füreinander. Aus Gedichten wurden Essays, auf einmal hatten ihre Figuren Namen. Orange und Akbar schickten sich regelmäßig, was sie geschrieben hatten, zehn Seiten jeden Freitag, nach mehreren Jahren macht das: zwei Romane.

»Kaveh und ich sind sehr enge Freunde«, schreibt mir Orange. »Wir meinen es sehr ernst

und aufrichtig mit dem, was wir sehr ernst und aufrichtig meinen, und sind gleichzeitig hier, um zu lachen.« Ernst und witzig.

»Märtyrer!« entstand im Austausch von zwei Individuen, die beide unterschiedliche Identitäten beherbergen. Möglicherweise macht das Akbars Roman so anschlussfähig: Es hat immer jemand daran mitgearbeitet, der noch ganz andere Esstische kennt.

Kurz sah es so aus, als könnte Akbar Reisen wie die mit seinem Kollaborationspartner Orange nicht antreten. Der Grund dafür ist derselbe, der ihn dazu gebracht hat, meist im Liegen zu schreiben. Mit Anfang zwanzig setzte Akbar sich betrunken aufs Fahrrad, hielt in der einen Hand eine Tüte mit Flaschen voller Alkohol und drückte mit der anderen Hand die Vorderbremse, als ein Auto an ihm vorbeifuhr. So erzählt er es. Er flog über den Lenker. Er brach sich das Becken. Den Alkohol trank er aus.

Einen Monat lang lag er im Krankenhaus. Darauf folgte jedoch keine Krankengymnastik, die ist in Amerika Zusatzversicherten vorbehalten, Akbar ist keiner davon. »Und so ist es nie vollständig ausgeheilt.« Als er durch den Erfolg von »Märtyrer!« gefühlt »endlos« auf Lesereise war, sagt Akbar, wurden die Schmerzen so stark, dass er sich kaum bewegen konnte. Bis vor Kurzem.

Mit Mitte zwanzig bescheinigte ihm ein Arzt, dass seine Leber bereits Schaden genommen habe vom vielen Trinken. Eine Diagnose, die übrigens auch Cyrus teilt. Akbar ist trockener Alkoholiker, wie sein Protagonist, über den der Autor schreibt, er sei

»weder alkoholabhängig noch sinnstiftend genesen«. Ein weiteres Bruchstück seiner Identität, ein weiteres Dazwischen. Akbar schaffte den Entzug vor Jahren, seine Highs kriegt er heute anders, aber dazu später mehr. Wollten wir nicht etwas essen gehen? Stimmt, da war was.

Akbar steht vom Sofa auf. Er zieht seine Schuhe an, blaue Vans, klar, wie Cyrus. Er steigt in sein Elektroauto, macht den Song »Low Sun« von den Hermanos Gutiérrez an, einer Band aus zwei Brüdern mit einer ecuadorianischen Mutter und einem Schweizer Vater, schön melancholische Musik, die Akbar beim Schreiben hört, und steuert sein Lieblingsrestaurant in Iowa City an.

Im Peking Buffet kennt man Akbar. Die Kellnerin wundert sich kurz. Er sitzt heute nicht allein am Tisch. Akbar stochert mit den Stäbchen in einem Mix aus Gemüse und Teigtaschen, erzählt von der Magie der Poesie, kommt auf eines seiner Lieblingsgedichte zu sprechen, »I Came to You« von der amerikanischen Dichterin Jean Valentine, und rezipiert aus dem Nichts in die Tischgespräche im Peking Buffet hinein:

»I came to you
Lord, because of
the fucking *reticence*
of this world

no, not the *world*, not *reticence*, oh«

Ein Gedicht, das schwer ins Deutsche zu übersetzen ist und bisher wohl auch nicht übersetzt wurde. Dass sich erst über »die verdamnte Zurückhaltung dieser Welt« beklagt und sich dann selbst zurückhält: »nein, nicht die Welt, nicht Zurückhaltung, oh«. Ein Gedicht, das sich selbst infrage stellt, das noch nach den richtigen Wörtern sucht, das die Wörter, wie Akbar es in »Sprechen Sie Persisch?« beschrieben hat, auf dem Weg verliert. Ein fertiges Gedicht, das unfertig bleibt. Ein Zwischengedicht?

Das Gedicht ist so anschlussfähig, wie viele Gedichte es sind, es lässt viele Deutungen zu. Die Poesie mit ihrer Projektionskraft, auch sie hat »Märtyrer!« beeinflusst. Sie hat zur Anschlussfähigkeit von Akbars Roman beigetragen. »Spürst du, wie die Luft sich jetzt anders anfühlt als noch vor 30 Sekunden?«, fragt er. Spüre ich irgendwie. Er sagt: »Das wirkt berauschend und schont meine Leber.«



Schriftsteller Akbar, Orange auf Lesereise